

(Nachdruck verboten.)

65]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Soeurette war gerade nicht in der Nähe, sie befand sich in der Milchwirtschaft auf der andern Seite des Parks. Die Kinder stoben entsetzt nach allen Seiten auseinander und schrien, Nagu habe Herrn Lucas ermordet. Es vergingen einige Minuten, ehe die Arbeiter herbeikamen und den Verwundeten aufhoben, der bewusstlos geworden war. Rings um ihn hatte sich eine große Blutlache gebildet, die Stufen des rechten Flügels des Gemeinhauses, wo sich die Säulen bedachte an die Verfolgung des fliehenden Nagu. Die Arbeiter waren eben im Begriffe, Lucas in einem benachbarten Raume auf ein eilig vorbereitetes Lager zu betten, als der Verwundete aus seiner Ohnmacht erwachte und mit schwacher Stimme bat:

„Nein, liebe Freunde, zu mir nach Hause.“

Man gehorchte ihm und brachte ihn auf einer Tragbahre nach dem Häuschen, das er bewohnte. Unter Anwendung großer Mühe und Sorgfalt legte man ihn hier aufs Bett, wo er vor Schmerz und Blutverlust wieder in Bewußtlosigkeit verfiel.

In diesem Augenblick eilte Soeurette herbei. Eines der Mädchen hatte daran gedacht, sie zu benachrichtigen, während ein Arbeiter nach Beauclair lief, um den Doktor Novarre zu holen. Als sie Lucas regungslos, bleich und blutig auf dem Bette liegen sah, hielt sie ihn für tot. Sie fiel vor dem Bette in die Knie, und in der Verzweiflung ihres Schmerzes vorriet sie das Geheimnis ihrer Liebe. Sie nahm seine regungslose Hand, bedeckte sie mit Küssen und ergoß in stammelnden Worten alle ihre bezwungene, in die Tiefe ihres Herzens zurückgedrängte Leidenschaft. Sie nannte ihn ihr einziges Kleinod, das Teuerste ihrer Seele; da er dahin war, konnte sie nicht mehr lieben, konnte sie nicht mehr leben. Und im Uebermaß ihrer Verzweiflung bemerkte sie nicht, daß Lucas, von ihren Thränen benezt, zu sich gekommen war und ihre Worte mit unendlicher Zärtlichkeit, mit unendlicher Traurigkeit vernahm.

Dann hauchte er mit schwacher Stimme:

„Sie lieben mich! O, meine arme, arme Soeurette!“

Ueberglücklich, ihn noch lebend zu sehen, sprang Soeurette auf. Es war ihr nicht im geringsten peinlich, daß sie ihr Geheimnis verraten hatte, ja sie empfand sogar ein Gefühl freudiger Erleichterung bei dem Gedanken, daß sie nun nicht mehr werde lügen müssen. Und sie wußte, daß sie ihn stark genug liebe, daß er niemals würde unter ihrer Liebe zu leiden haben.

„Ja, ich liebe Sie, Lucas, aber was liegt an mir? Sie leben, das ist genug, ich bin nicht eifersüchtig auf Ihr Glück. O Lucas, leben Sie, leben Sie, und ich werde Ihre Dienerin sein!“

In diesem schicksalschweren Augenblicke, wo er dem Tode nahe zu sein glaubte, erfüllte ihn die Entdeckung dieser stummen, selbstverleugnenden Liebe, die ihn wie ein guter Schutzgeist begleitet und bewacht hatte, mit süßer und schmerzlicher Bewegung.

„Arme, arme Soeurette! Engelhafte, dulddende Freundin!“ flüsterte er leise.

Wieder ging die Thür auf, und der Doktor Novarre trat tiefbewegt ein. Er machte sich sogleich daran, die Wunde zu untersuchen, unter der Beihilfe Soeurettens, die er als ausgezeichnete Krankenpflegerin kannte. Ein tiefes Schweigen herrschte, mit unaussprechlicher, angstvoller Beklemmung erwartete Soeurette den Ausspruch des Arztes. Und wie sprang ihr Herz in froher Erleichterung, in seliger Hoffnung auf, als der Doktor endlich sagte, daß das Messer auf das Schulterblatt getroffen habe, von diesem abgelenkt worden war und keinen edeln Teil verletzt hatte! Aber die Wunde war eine schreckliche, der Knochen war gebrochen, und Komplikationen konnten sich ergeben. Es war augenblicklich keine ernste Gefahr vorhanden, aber die Genesung würde

sicherlich eine sehr langwierige sein. Aber doch, welche Freude, daß das Schlimmste abgewendet war!

Lucas hielt die Hand Soeurettens mit einem schwachen, freudigen Lächeln in der seinigen. Dann sagte er:

„Weiß es mein guter Jordan schon?“

„Nein, er weiß noch nichts, er ist seit drei Tagen in seinem Laboratorium verbarricadiert; aber ich will ihn herführen. O, lieber Freund, wie glücklich bin ich, daß Sie wieder genesen werden!“

So saß sie noch beseligt, seine Hand in der ihrigen haltend, als die Thür wieder aufgestoßen wurde und Josine hereinstürzte. Sie war auf die Nachricht von dem Morde herbeigerannt, verzweifelt, sinnlos vor Schmerz. Es war also eingetroffen, was sie so sehr gefürchtet hatte! Jemand ein Stender hatte ihr kostbares Geheimnis verraten und Nagu hatte Lucas getötet, ihren Gatten, den Vater ihres Kindes. Nun hatte sie nichts mehr zu verbergen, ihr Leben war ihr wertlos geworden, sie wollte sterben, bei ihm, wo sie hingehörte.

Als er sie sah, stieß Lucas einen leisen Schrei aus, und die Hand Soeurettens fahren lassend, streckte er ihr beide Arme entgegen.

„O Josine, Du bist es, Du kehrt mir wieder!“

Wanend vor Schmerz und Angst und in der Schwere ihrer schon weit vorgeschrittenen Mutterschaft sank sie an seinem Bette hin. Er beeilte sich, sie zu beruhigen.

„Verzweifle nicht, meine Josine, der Doktor giebt mir Hoffnung, ich werde leben für Dich und für unser Kind.“

In einem tiefen, schweren Seufzer löste sich der furchtbare Druck von ihrer Seele. Glütiger Gott, war also die Erfüllung ihrer unbefieglichen Hoffnung schon da, sollte sich das verwirklichen, was sie gläubig vom Leben erwartet hatte, das so grausam scheint und doch in seiner Weise sein Werk thut? Er sollte leben bleiben und nun hat diese abscheuliche Bluttat sie für immer vereinigt, sie, die einander bereits für immer gehörten!

„Ja, ja, ich lehre Dir wieder, Lucas, wir kehren Dir wieder, und wir werden uns nie mehr, nie mehr trennen, da wir nun nichts mehr zu verbergen haben. Erinnerst Du Dich, daß ich Dir versprochen habe, daß ich zu Dir kommen werde an dem Tage, wo Du meiner bedürfen wirst, wo ich Dir nicht mehr ein Hindernis, sondern eine Gehilfin sein kann, und daß ich Dir das geliebte Kind mitbringen werde, das dann für uns beide eine neue Quelle der Kraft sein wird. Alle andern Bande sind gelöst, ich bin Dein Weib vor aller Welt, und mein Platz ist hier an Deinem Bette!“

Er war so tief bewegt und selig, daß Thränen seine Augen füllten.

„O, meine teure, einzige Josine, Du bringst die Liebe und das Glück hier herein!“

Blöcklich erinnerte er sich Soeurettens. Er erhob die Augen und sah sie aufrecht an der andern Seite des Bettes stehen, ein wenig blaß, aber lächelnd. Liebevoll erfaßte er ihre Hand.

„Meine liebe Soeurette, das war ein Geheimnis, das ich Ihnen verbergen mußte.“

Ein leichter Schauer durchlief sie; dann sagte sie sanft:

„Ich habe alles gewußt; ich sah Josine eines Morgens aus Ihrem Hause kommen.“

„Wie, Sie haben es gewußt?“

Er erriet mit einem Male alles, was in ihr vorgegangen sein mußte, und unendliches Mitleid, unendliche Bewunderung und Zärtlichkeit erfüllten ihn. Ihr klagloser Verzicht, die selbstlose Liebe, die sie ihm widmete, mit dem vollen Reichtum ihres Herzens, mit Hingabe ihres ganzen Lebens, erhoben sie in seinen Augen zur Höhe reinsten Heldentums. Ganz leise, fast in sein Ohr, sagte sie noch:

„Seien Sie ohne Sorge, Lucas. Ich habe alles gewußt, und ich werde nie etwas anderes sein, als Ihre treueste Freundin und Schwester!“

„O Soeurette!“ hauchte er wieder, kaum hörbar. „Engelhafte, dulddende Freundin!“

Nun trat aber der Doktor Novarre dazwischen und verbot ihm alles weitere Sprechen. Er lächelte leise, der gute Doktor, über alles, was er da erfuhr. Es war ja ganz gut,

daß sein Patient eine Frau und eine Schwester hatte, die ihn pflegen wollten; aber er mußte nun vernünftig sein und sich nicht aufregen, damit kein Fieber eintrete. Und Lucas versprach zu gehorchen, verhielt sich ganz ruhig, und warf nur liebevolle Blicke auf Josine und Coeurette, seine beiden guten Engel, zur rechten und linken Seite seines Betts.

Es folgte ein langes Schweigen. Das Blut des Apostels war geflossen, er hatte sein Martyrium erlitten, aus welchem der Triumph hervorgehen sollte. Während die beiden Frauen um ihn bemüht waren, öffnete der Verwundete die Augen und lächelte ihnen zu. Dann schlüßte er noch, ehe er einschlief:

„Endlich ist die Liebe gekommen, und nun ist der Sieg unser.“

V.

Es traten Komplikationen ein und fast wäre Lucas hinweggerafft worden. Zwei Tage lang gab man ihn verloren. Josine und Coeurette verließen sein Bett nicht; Jordan hatte sich an das Schmerzenslager des Freundes gesetzt und sein Laboratorium verlassen, was er seit der Krankheit seiner all diese liebenden Herzen, wie sie von Stunde zu Stunde glaubten, das teure Leben erlöschend sehen zu müssen!

Der Messerstoß, den Nagu gegen Lucas geführt, hatte die ganze Erעהerie in Aufruhr versetzt. In den Werkstätten ging die Arbeit rastlos weiter, aber die Arbeiter waren traurig und niedergeschlagen; alle vereinigten sich in demselben Gefühl schmerzlichen Mitleids für das Opfer, alle fragten mit demselben ängstlichen Interesse nach Neuigkeiten aus dem Krankenzimmer. Die brutale, unsinnige Mordthat, das vergossene Blut hatte die brüderlichen Bande fester gezogen, viel mehr als es Jahre philanthropischer Wirksamkeit hätten thun können. Und bis nach Beauclair pflanzte sich die Welle der Sympathie fort, viele Herzen wendeten sich wieder diesem noch so jungen, so schönen und thatkräftigen Mann zu, dessen einziges Verbrechen, außer seinem Reformwerke, darin bestand, eine holde junge Frau geliebt zu haben, deren Mann sie beschimpft und mißhandelt hatte. Niemand hielt sich auch darüber auf, daß Josine, deren Schwangerschaft schon sehr vorgeschritten war, sich mit Lucas vereinigt hatte. Man fand das ganz natürlich. War er nicht der Vater ihres Kindes? Hatten sie nicht mit bitteren Thränen das Recht, beisammen zu bleiben, erkaufte?

(Fortsetzung folgt.)

Treberetrodung und Holzdestillation.

Anßer der zusammengebrochenen Leipziger Bank ist wohl in den letzten Tagen kein Name häufiger genannt worden, als der der Altiengeellschaft für Treberetrodung in Kassel. Ueber die technischen Grundlagen dieses vor dem Ruin stehenden Unternehmens schreibt B. Verdrow in der Wiener „Neuen Freien Presse“: Treberetrodung, Kadaver-Verwertung, trockne Destillation des Holzes — drei anscheinend heterogene Dinge, denen jedoch nicht nur ein äußerer Zusammenhang — durch die ihre technische und wirtschaftliche Forderung vertretende Gesellschaft — sondern auch ein innerer eigen ist. Alles Leben, wo immer sich eines regt, schafft Ueberbleibsel, Abfälle, Ausgestoßenes, und mit dem Aufschwung des wirtschaftlichen und industriellen Lebens sind die Massen dieser Ueberbleibsel so ungeheuer groß geworden, daß eine ganze Reihe neuer Industrien zu ihrer Beseitigung beziehungsweise Aufarbeitung entstanden sind. Es sind Gewerbe — größtenteils chemischer Natur — die unter die nützlichsten des modernen Lebens zählen, denn sie schaffen neue Werte, wo nur Verfall, nur lästiger oder gar schadenbringender Abhub war. Die Verarbeitung der Lumpen, des Kehrstrichs, der Ofenschlacken, der Abgase, hundertlei Dinge, die der Laie kaum dem Namen oder Aussehen nach kennt, gehören hierher.

Die Treberetrodung bezweckt, die Abfälle der Branereien und Brennereien, die täglich zu ungeheuren Mengen entstehenden Kaffee- und Schlempe der raschen Zersetzung zu entziehen und nützlich zu machen. Es wohnt diesen Stoffen ein hoher Nährwert inne, denn die Gärung entzieht der Diknaische, aus der sie entstehen, nur einen Teil ihrer Extraktivstoffe und ihres Nährgehaltes. Aber die rasche Zersetzung der für die sofortige Verwendung in allzu großen Mengen sich anhäufenden Treber bewirkte bis ans Ende der achtziger Jahre, daß dieselben meist nur zu Düngestücken und höchstens in der nächsten Umgebung ihrer Entstehung als Futtermittel verwendet werden konnten. Durch die technische Ausbildung und energische Verbreitung des Otfoschen Trockenapparates hat die A.-G. f. Tr. ungeheure Massen dieser Kaffee- aus dem Branereie-, Brennerei- und Kellereibetrieb für eine nutzbringende Verwertung gerettet. Der

Apparat entzieht den Trebern ihren sehr großen Wassergehalt, ohne durch Pressen oder andre mechanische Eingriffe ihren Bestand an Extraktivstoffen zu gefährden. Die Wirkung der Trockenmaschine, die zu vielen Tausenden Verbreitung gefunden hat, und auch in Oestreich sehr stark eingeführt worden ist, beruht auf der energischen Wasserverdampfung der Kaffee- treber, die in rohem Zustande ununterbrochen in eine dampfgeschützte eiserne Mühle geschaufelt werden, wo ein mechanisches Mährwerk sie tüchtig durcheinander wirft und immer neue Oberflächenteile mit dem heißen, die Trockenmühle durchziehenden Luftstrom in Berührung bringt. Solcher Art stark vorgetrocknet, gelangt das Trockengut durch die Thätigkeit der Mährschnecke von selbst in einen tiefer gelegenen, zweiten Trockenhünder, dessen Hohlwandungen ebenfalls, und zwar stärker erhitzt werden. Außerdem wird dieser Cylinder durch ein stark erhitztes System von Dampfrohren ausgefüllt und ein Schaufelwerk streut die fast trockenen Treber über diesen heißen Hauf aus, den sie in vollständig gedörtem Zustande verlassen. So getrocknet, lassen die Treber sich nicht nur beliebig lange aufbewahren, sondern auch infolge ihres verminderten Gewichtes versenden, und ihr Nährgehalt ist entsprechend reicher geworden. Man schätzt die Menge der durch den Otfoschen Apparat dem raschen Verderben entzogenen und der Landwirtschaft erhaltenen Treber und Schlempe auf täglich 5000 bis 6000 Tonnent. Uebrigens ist der Trockenapparat auch für die Wasserentziehung aus

Die Ausnützung und gleichzeitige Unschädlichmachung von Kadavern oder ungenießbarem Fleisch ist ein ähnliches durch den Hartmannschen Kadaververnichtungs-Apparat, dessen Patente ebenfalls die A.-G. f. Tr. besitzt, erreichtes Ziel. Der Abdeckerbetrieb ist erst durch diesen und ähnliche Apparate sowohl hygienisch, besriedigend als wirtschaftlich lobend geworden. Wie dieselben wirken, soll nur in kurzen Worten erläutert werden. Die Fleischmengen oder ganzen Kadaver gelangen in den eisernen, druckfesten Extraktions-Kessel, wo sie durch gespannte Wasserdämpfe in ihren Geweben gelockert und von allem Fett und Saftgehalt befreit werden. Letztere löslichen Stoffe werden von dem kochenden Wasserbad des Kessels aufgenommen und periodisch abgelassen, um eine weitere Behandlung und Scheidung zu erleiden. In einem Sammelgefäß wird das Fett abgefordert und in gereinigtem Zustande als Rohmaterial der Seifenfabrikation verkauft. Die Leindämpfe, in denen wenig Wertstoffe enthalten sind, werden zur Erhitzung des Extraktions-Kessels benutzt, um den Inhalt desselben nach erfolgter Dämpfung zu trocknen. Das Trockengut findet je nach der Beschaffenheit der verwendeten Kadaver als Düngemittel oder Kraftfutter Verwendung.

Der Hauptgeschäftszweig der A.-G. f. Tr. jedoch, der neuerdings mehr als die übrigen von Bedeutung werden zu wollen schien, ist die trockne Destillation von Holz und Holzabfällen. Es ist dies eine für große Gebiete der chemischen Industrie wichtige Frage, denn die Produkte der trocknen Destillation sind außerordentlich reichhaltig und vielseitig benutzbar.

Bei der allein und noch jetzt viel geübten Art der Holzverkohlung in Meilern gehen alle Bestandteile des Holzes mit Ausnahme der Kohle verloren, bei der Destillation sollen sie dagegen sämtlich aufgefangen und zur Ausnützung gebracht werden. Ein ganz besonderer Vorteil des Destillationsverfahrens ist aber, daß auch Holzabfälle, und zwar eben sowohl die des Waldes, als Kronen, Keste, Wurzelstöcke, als die Abfälle der Holzverarbeitungs-Industrie auf diese Weise nutzbringend verwertet werden können.

Die Methode der trocknen Destillation wird jedem sofort klar, der sich der Fabrikation des Leuchtgases aus Steinkohlen erinnert. Auch dabei erleiden die in geschlossenen Retorten gefüllten Kohlen eine trockne Destillation, deren Hauptergebnisse Teer, Leuchtgas und Ammoniak sind. Der trockne Rückstand der Retorten ist Coaks. Bei der Holzdestillation verkauft der Prozeß unter geringeren Temperaturen bis etwa 300 Grad Celsius. Der Rückstand ist Holzkohle, das Destillat eine braune, sich nach einigen Stichen in mehrere Schichten teilende Flüssigkeit, der rohe Holzessig.

Die wässrige Beschaffenheit dieses Destillationsproduktes geht aus dem hohen Wassergehalt des Holzes hervor. Derselbe Umstand erschwert aber auch den ganzen Prozeß, indem der Wassergehalt unter Mehraufwand von Brennmaterial erst zur Verdampfung gebracht werden muß. Dieser Umstand hat die nutzbringende Anwendung der trocknen Destillation bis vor fünf oder sechs Jahren sehr gehindert; der Brennstoffverbrauch ließ sich bei den älteren Verfahren nicht in Einklang bringen mit der Rentabilität des Unternehmens. Erst die von der A.-G. f. Tr. erworbenen Bergmannschen Patente, die jedoch die Konstruktion einer großen Zahl anderer ebenfalls gut wirkender Destillier-Apparate nicht haben hindern können, führten eine Wendung in der ökonomischen Seite der Frage herbei.

Der Kernpunkt der neueren Destillations-Verfahren ist die Aufschließung, das heißt Faserlockerung und Wassereextraktion der Hölzer mittels gespannten Dampfes vor der Destillation. Anßer der Dampfzersetzung der eisernen Destillierblasen oder Retorten kommt auch noch die Evacuierung durch mechanisches Auffangen der Luft zur Anwendung. Hier sollen uns die Vorzüge und Aussichten der einzelnen Verkohlungsmethoden nicht beschäftigen, sondern nur noch ein Blick auf den Hergang der Holzdestillation und die Weiterbearbeitung ihrer einzelnen Produkte.

Die nach der Verwendung der trocknen Destillation in den Retorten verbleibende Holzkohle besteht, besonders bei der Verwendung von Holz-

abfällen, die ja bis zur Größe von Sägespänen Verwendung finden, zum Teil aus kleinem Kohlengras oder Staub, der erst durch ein neueres Verfahren, nämlich die Briquettpressung unter Leerzug, nutzbar gemacht ist. Die bei der Retortenheizung entstehenden Gase sind ebenfalls, und zwar für die Verkohlung der zu verholenden Holzabfälle, auszunutzen. Während alsdann die trodene Holzkohle, die in Hochöfen für die Erzeugung besonders reiner Eisensorten, in andern Gewerben und im Haushalt mannigfaltige Verwendung findet, glatt abgesetzt werden kann, müssen die Destillationsprodukte noch eine lange Reihe von Scheidungen über sich ergehen lassen. Zunächst scheidet sich die oben erwähnte braune, übelriechende Destillationsflüssigkeit von selbst in den schweren, zu Boden sinkenden Teer, den oben schwimmenden, wässrigen Holzessig, dessen Säuregehalt etwa zehn bis zwölf Prozent beträgt, und eine besonders bei der Verkohlung harzreicher Hölzer reichlich auftretende Zwischenfraktion von rohem Terpeninöl. Drei Abläufe in verschiedenen Höhen sondern diese Flüssigkeiten, die dann der Einzelbehandlung und Veredelung unterliegen. Der gereinigte Teer, der früher wenig Absatz fand, wird jetzt zu Imprägnierungszwecken verarbeitet. Die Kreosot-Industrie verbraucht große Mengen davon. Der rohe dünne Holzessig ist der Ausgangspunkt eines großen Zweigs der chemischen Industrie geworden, denn er enthält neben seinem wichtigsten Bestandteil, der Essigsäure, mindestens noch 25 verschiedene Stoffe. Nach der ersten Aufreinigung des Holzessigs geht die Verarbeitung gewöhnlich auf unten gebundene Holzessig über, wobei im Brautall (siehe anfänglich die verunreinigenden, den üblen Geruch verursachenden Beimengungen entweichen; alsdann erhält man eine kleine Menge 40prozentige und ziemlich viel 70prozentige rohe Essigsäure, die auf andre Weise weiter verarbeitet und konzentriert wird. Mit Kalz abgefähtigt, der ihn in großen Mengen bindet, ist der Holzessig geeignet für Transporte zu günstig gelegenen Fabriken, denen die Weiterentwicklung dieses Rohstoffs obliegt.

Die bekanntesten Produkte der Holzdestillation sind nun die meist 90prozentige technische Essigsäure, die in Färbereien und Kattundruckereien verwendet wird, der Holzgeist und das Aceton. Außerdem wird noch ein merkwürdiger Stoff, der sogenannte Eisessig, hergestellt; er ist nichts weiter als 100prozentige, also reine Essigsäure, die schon bei 17 Grad Celsius im warmen Zimmer erstarrt und ihrer Reinheit wegen viel in chemischen Betrieben verbraucht wird. Der Holzgeist, ein Alkohol von sehr einfacher Zusammensetzung, wird bei der Ueberführung des Holzessigs in Essigsäure gewonnen und ist einer der Grundstoffe der Anilinfarben-Industrie. Viele Rohstoffe der letzteren gebrauchen den Holzgeist zu ihrer eigenen Herstellung notwendig. Endlich wird auch das Aceton, ein Nebenprodukt der Holzgeist-Darstellung, bereits stark begehrt; unter andrem dient es in seinen reinen Qualitäten zur Darstellung rauchschwachen Pulvers. —

Kleines Feuilleton.

ad. Eine merkwürdige Millionenerbschaft vor zwei Jahrtausenden. Wenn heutzutage irgend ein Regierhäuptling für eine Anzahl blauepünktiger Thaler, etliche Flaschen Sänaps und ein paar alte Flinten das Gebiet seines Stammes irgend einer civilisierten Macht überträgt, so finden sich Leute genug, die es durchaus berechtigt finden, durch eine solche Komödie einem feuerwasserlisternten, farbigen Landesvater gegen einen rein nominellen Preis etwas abzulassen, was ihm gar nicht gehört, die dagegen das Maul gewaltig weit aufreißen würden, wenn mit civilisierten Wesen ein entsprechender Schacher getrieben würde. Für diese imperialistischen Demokraten mit dem doppelten moralischen Maßstab müßte es eine schöne Gelegenheit zur Entfaltung kaiserlichen Scharfsinns sein, wenn sie an einem interessanten Vorgang in der Geschichte des römischen Weltreichs, jenes Imperiums, das den Epigonen von heute als Vorbild vorzeichnet, ihre Grundsätze demonstrierten, auf daß man einmal erführe, was denn nun eigentlich gut und böse sei. Es handelt sich da um eine fette Millionenerbschaft — Millionen Menschen, nicht nur Millionen Mark —, die zu höchst merkwürdigen Verwicklungen Anlaß gab.

Im Jahre 133 v. Chr. starb König Attalus III. von Pergamum, einem griechisch-asiatischen Reich in westlichen Kleinasien. Der Roms answärtige Politik leitende Senat hatte das dortige Königsgelecht der Attaliden begünstigt, so lange er das pergamenische Reich als Pufferstaat gegen Macedonien und Syrien nötig halte. Nach der Zerstückung von Karthago und von Korinth (146 v. Chr.) war aber Rom aus den Hauptschwierigkeiten seiner äußeren Politik vor der Hand heraus, und es begreift sich, daß die römische Aristokratie ein listernes Auge auf den saftigen Weizen in Kleinasien warf, der noch nicht verschluckt war. Da kam denn sehr gelegen, daß sich von dem verstorbenen Attalus ein Testament vorfand, das mittels das gesamte pergamenische Reich der Stadt Rom vermachte. Döse Zungen erklärten alsbald das ganze Testament für eine von Rom aus inszenierte Täuschung, und zuzutragen wäre ein solcher Scherz den so ziemlich jenseits von Gut und Böse stehenden Weltpolitikern Roms schon. Gewisses läßt sich darüber aber nicht ausmachen und möglich ist es auch, daß der mehr als halb verrückte

Sultan von Pergamum tatsächlich jenes lechtwillige Zeugnis allerhöchsten Weises von sich gegeben hat.

Wie dem auch sein möge, jedenfalls fiel das königliche Testament in Rom als ein neuer Zankapfel zwischen die erbittert streitenden Parteien des Adels und der Demokratie. Daß das merkwürdige Vermächtnis unbedenklich anzunehmen sei, darin waren sich beide Parteien einig. Während aber der Adel vermeint hatte, die neue Provinz sei vom Senat aus zu regieren und demgemäß zum Vorteil der „Optimaten“, der Gekseln und Vesten, verwaltungs- und steuerpolitisch zu exploitierten, trat der umstürzlerische Volkstribun Tiberius Sempronius Gracchus mit dem fatalen Antrag hervor, die Verwaltung Pergamums den vom Volke erwählten Censoren zu übertragen und das klingende Ergebnis dazu zu verwenden, die besitzlosen römischen Bürger, denen durch ein kurz vorher in Kraft getretenes Adergesetz aus den von der Aristokratie widerrechtlich in Besitz genommenen ungeheueren Staatsländereien Ackerlose von je 30 Morgen zugeordnet waren, nun auch mit dem nötigen Betriebskapital anzustatten. Die schon wegen des revolutionären Eingriffs in ihre Besitz- und Ausbentungsrechte wünschenden Agrarier gerieten nun vollends aus Rand und Band, und als der Gesetzesvorschlag des Gracchus über die attalische Erbschaft zum Beschluß erhoben und damit die zweite Hauptfalte des aristokratischen Machtgebändes schwer beschädigt wurde, machten sie bei erster Gelegenheit kurzen Prozeß, indem sie den Volkstribunen samt seinen Hauptanhängern mit Knütteln und Scheiteln totschlugen. (132 v. Chr.)

attalische Erbschaft zu Gunsten der Junker wäre ja nur die Frage der man hatte sich doch in Rom um das Fell des Bären gekümmelt, wagt denn er erlegt war. Die undankbaren Pergamener wollten nämlich die Segnungen der römischen Kultur nicht annehmen und vermaßen sich, das Testament ihres angestammten Königs für tyrannisch für null und nichtig zu erklären. Ein unehelicher Sohn von Attalus II., des Namens Aristonicus, trat als Prätext für den erledigten Thron auf und fand nicht nur großen Zulauf aus der ärmeren, freien Bevölkerung, sondern auch die Sklaven schlossen sich ihm in Masse an, da er auf seine Fahnen die furchtbare Parole der Freiheit und Gleichheit, der Sklavenbefreiung schrieb. Ein so gefährliches Boyertum, das an den Grundlagen der Kultur rüttelte, mußte natürlich mit allen Mitteln bekämpft und vernichtet werden. Das Glück war aber dem Sklavenkönig Aristonicus zunächst günstig; er schlug ein römisches Heer auf's Haupt. 129 v. Chr. erlag er dann freiwillig dem römischen Konsul Marcus Perpenna, ward im Triumph zu Rom aufgeführt und nachher auf gut römisch erdrosselt.

So konnte denn Rom seine unversehrt losspieltig geordnete Erbschaft antreten und besorgte das nun mit solchem Eifer und Erfolg, daß die Bewohner der neuen Provinz Asien 40 Jahre später sogar in dem Sultan Mithridates von Pontus einen Erlöser von dem vielgepriesenen „römischen Frieden“ erblickten und an einem Tage sämtliche in ihrem Gebiet weilenden Römer niedermachten (88 v. Chr.); ein Seitenstück der sicilianischen Vesper, das an die 100 000 Römern das Leben kostete. Schließlich kam Rom freilich wieder oben auf, strafte die abtrünnige Provinz mit einer Kontribution von 100 Millionen Mark und lieferte sie ihren Blutsaugern, als da sind Statthalter, Zöllner, Großkaufleute, Spekulant, Bucherer, Slavenjäger derrauchen aus, daß sie sich nie wieder erholen konnte. Die römischen Imperialisten, die keinen Bind machten mit faulen Medensorien von Humanität und Civilisation, sondern in den Provinzen frischweg die „Landgüter des römischen Volks“ erblickten, gewoßen eben nach dem bewährten Grundlag ihrer Juristen, daß das Eigentum an einer Sache das Recht des Gebrauchs und Verbrauchens in sich schließe, ihre teuer erkaufte Erbschaft gründlich; und natürlich in aller Form Rechtens; lag doch das Testament des biedereren Landesvaters Attalus zu Rom im Staatsarchiv. —

Kunst.

— Testamentkünstler. E. M. Gehger erklärt auf den zweiten Brief Klingers in einer Zuschrift an das „D. L.“: Soeben erhalte ich von meiner Schwester eine Depesche, daß ein von mir im Juni 1897 verfaßtes Testament ohne meinen Namen veröffentlicht wurde. Es hat aber nicht den geringsten Wert, da es erstens irrthümlich von mir einige Tage nach meiner Verheiratung geschrieben wurde, dann aber nicht notariß registriert wurde, was ja, um rechtsgültig zu sein, unbedingt nötig ist. Dieses Testament hatte ich an Frau Dr. Meyer gesandt (dies die von Klinger erwähnte Mäcenatin. D. N.), der ich zu großem Dank verpflichtet war und noch bin. Ob sie jetzt das Testament zur Publikation indiskret hergegeben, kann ich von hier nicht beurteilen.

Ich erkläre dieses Testament hier öffentlich für absolut ungültig, weil notariß verfaßte spätere existieren.

Ich erkläre auch ferner, daß Frau Dr. Meyer keine Ansprüche an mich zu stellen hat, was Geld anbetrifft, oder irgend eine Pflicht gegen sie. Nach meiner Heirat forderte sie die Hypothek von 135 000 M. von mir zurück, die ich als ein Drittel Anzahlung auf einen Auftrag von 450 000 M. erhalten hatte. Da mir diese notariß gehörte, so sah ich keinen Grund ein, das Geld zurückzugeben. Da jedoch mir Frau Dr. Meyer Ende 1895 die Summe von 91 000 M. aus reiner Begeisterung zu meiner Kunst per Post gesandt hatte, so machte mir Frau Dr. Meyer den brieflichen Vorschlag, gegen völlige Ueberlassung

der 91000 M. an mich — ihr die genannte Hypothek zurückzugeben, die von mir mit keinem Pfennig belastet wurde.

Die schriftliche Ueberlassung der 91000 M. erfolgte unter dem Wortlaut „als persönliches Eigentum zur völlig freien Verfügung“. Nach dieser Erklärung ging die Hypothek in Hamburg auf den Namen von Frau Dr. Meyer, und die Wisaunst im Herzen hat einen Künstler nicht mal an die Arbeit kommen lassen. Für diese 91000 M. erhielt Frau Dr. Meyer verschiedene Zeichnungen und Wachsmo-delle geschickt. Mit diesem Ausgleich der Beziehungen zu Frau Dr. Meyer war jeder Verlehr und jede Beziehung abgebrochen, und so erkläre ich hiermit öffentlich, daß sowohl Frau Dr. Meyer als ihr Freund Klingler öffentlich erklären sollen, ob und wie viel Geld ich ihnen schuldig bin. Selbstverständlich war mit Zurückgabe eines Auftrags von 450 000 M. jede testamentarische, das heißt nur moralische Verpflichtung erloschen. . . .

Hygienisches.

ss. Frisches und altes Brot. Es gilt als eine ganz allgemeine Wahrheit, daß frisches Brot weniger bekömmlich ist als altes Brot, weil es schwerer verdaulich sei. Andererseits wird der Geschmack an frischem Brot nicht weniger allgemein gegenüber dem von altem Brot bevorzugt, denn fast für jedermann ist es ein Vergnügen, zum Morgenbrustück das Weißbrot oder zum Abendessen das Roggenbrot noch warm auf seinem Tisch zu finden. Es hat also den Anschein, als ob der Gaumen dem Menschen in diesem Fall „eigig“ denn wir sind lediglich „caudal“ schuld, wenn uns frisches Brot Beschwerden verursacht. Es ist nämlich genau ebenso bekömmlich wie altes, wenn es genügend gekaut wird, aber daran fehlt es eben meistens. Ein Stück alten Brots zerteilt sich unter den Zähnen in mehr oder weniger harte Teile, die fast unmöglich zu verschlucken sein würden, wenn sie nicht zuvor beim Kauen durch den Speichel aufgeweicht würden, da sie sonst die Kehle zu stark reizen. In diesem Fall sieht man sich also dazu gezwungen, das Brot vor dem Verschlucken ordnungsgemäß in seinem Munde zu behandeln und für die Verdauung vorzubereiten. Genügendes Kauen führt nämlich bereits zu einer teilweisen Ferseigung des Brots und bringt es so in einen für die Verdauung geeigneten Zustand. Allein aus diesem Grunde scheint altes Brot verdaulicher zu sein als frisches. Letzteres nämlich ist weich, teigig oder zähe, deshalb fühlt man weniger die Notwendigkeit, es im Munde gründlich aufzuweichen, und so entgeht es der vorbereitenden Ferseigung durch das im Speichel enthaltene Pthalin, das die Eigenschaft besitzt, Stärkemehl aufzulösen und in Malzzucker zu verwandeln. Frisches Brot wird, mit andern Worten, „verschlingen“, und das Schlingen erklärt viele der aus mangelhafter Verdauung herrührenden Uebelkeiten. Es mag sich also jeder Einsichtige darüber belehren lassen, daß er ganz wohl sein Brod in frischem Zustand genießen kann, wenn er dabei nur die vernünftige Vorsicht gründlichen Kauens beobachtet. Eigentümlich ist die Thatsache, daß sich der Mensch diese Lehre von den Tieren abnehmen könnte. Wenn man einem Hund ein Stück Fleisch giebt, so schlängt er es einfach hinunter, weil es sich in dem für die Verdauung geeigneten Zustand befindet, ohne erst viel von den Zähnen bearbeitet zu werden. Erhält der Hund aber ein Stück Brod, so dauert es eine ganze Weile, ehe er es hinunter schlängt. Man glaubt ferner ganz allgemein, daß ganz altes Brot überhaupt trockener ist als frisches, aber auch dieses ist ein Irrtum. Wenn nämlich altes Brot für kurze Zeit einer hohen Temperatur unterworfen wird, so wird es ganz genau so weich wie frisches, trotzdem bei der Erwärmung einige Feuchtigkeit verloren gehen muß. Diese Thatsache kann nur durch die Annahme erklärt werden, daß das Wasser in frischem Brot als solches vorhanden, in altem Brot aber in eine chemische Verbindung übergegangen ist. Auch die angeblich schwere Verdaulichkeit mancher anderer Speisen, zum Beispiel der verschiedenen Sorten von Klößen, beruht auf ihrer mangelhaften Verarbeitung im Munde. Der „grand old man“ der Engländer Gladstone, hat es oft als ein körperliches Lebensprincip ausgesprochen, daß er jeden Bissen lange kauen müsse, und wer kann wissen, um wie viele Jahre er sein Leben durch diesen Grundsatz verlängert hat? —

Aus dem Tierleben.

— Kampfbilder aus dem heimischen Tierleben. Ein Mitarbeiter der „Abbl. Jtg.“ erzählt: Unter den Hühner-vögeln steht als furchtloser und ritterlicher Kampf der Fasan mit in erster Linie. Vom Walde abtreibend betritt er lähn einen einsamen Hühnerhof. An einem schönen Herbstmorgen stand ich mit dem Pächter eines Grotgrundbesizes, der in seinen Forsten Fasanen hegt, an der Hinterhür des mitten im Walde auf einer umfangreichen Lichtung gelegenen Pächthofes. Ein prächtiger Kampfhahn, der Stolz des Eigentümers, machte draußen auf der Wiese gerade seine Frühpromenade, und schmetterte dabei ab und zu stehen bleibend und hochaufgerichtet und mit den Flügeln klappend seinen Schlachtruf herausfordernd in den Morgennebel. Da hörten wir plötzlich ein lautes Schwirren, und aus dem Nebel schob ein farbenschilderndes Meteor, das den selbstbewußten Sträher mitten in einer seiner stolzesten volalen Leistungen über den Haufen lugelte. Unsonst rastle, der Ueberfallene sich furchig wieder auf und stellte sich müllig dem Angreifer gegenüber, immer und immer wieder rollte er

wie ein getroffener Kegel zu Boden, bis er schließlich, ganz demoralisiert, Neihans nahm und, von dem Fasan hitzig verfolgt, dem Hofe zueilte. Wäre der Pächter nicht zugefprungen und der Fasan, als er den Mann gewahrte, davongeflogen, dann dürfte es dem Kampfhahn böß ergangen sein. Am folgenden Morgen stellte der Fasan sich wieder ein und forderte den Wistantokraten auf dessen eigenem Grund und Boden heraus. Der Pächter hatte das erwartet und Vorsorge getroffen. Er hatte seinem gestern besiegten Lieblinge ein paar scharfe Stahlsporen angeknallt, und der ritterliche Stämpe des Waldes prängte am folgenden Tage, schön saftig und gelbbraun gebraten auf der Mittagstafel meines Fremdes.

Unter der kleinen Vogelwelt nehmen als rabiate Mauerer die Kottehler einen hervorragenden Platz ein. Sie bekämpfen sich untereinander mit großer Hartnäckigkeit und vergessen in ihrem kriegerischen Eifer die gewöhnlichste Vorsicht so weit, daß ich schon zweimal Gelegenheit hatte, ein streitendes Pärchen vom Boden aufzuziehen und in der offenen Hand zu halten, wo sie, nach Atem ringend, liegen blieben, ohne den am Begner mit Schnabel und Krallen gewonnenen Halt fahren zu lassen. Etlche Tage haben mich die Kampfspiele zweier Kottehleren belustigt, die pünktlich um halb elf Uhr auf einem kleinen Rasenstec im Garten erschienen, um dort zu sechten. Das Duell dauerte jedesmal so lange, bis der eine Vogel vor Mattigkeit nicht mehr im stande war, sich auf den Weinen zu halten und in diesem Zustand den Kampflap gehei einen Klotz, der beiden Kottehleren waren einander so ähnlich in Färbung und Größe, daß ich nicht dahinter kam, ob immer derselbe Vogel Sieger blieb. Uebrigens kam es nie zu ernstlichen Verwundungen und eines Morgens waren die kleinen Streiter verschwunden. —

Humoristisches.

— Ultimatum. Waldersee (zu Li-Hung-Tichang): „Na, adieu, Alter! und schreib' Dir das hinter die Ohren: Wenn etwa Eure Boyer noch einmal ihren Unfug anfangen — mich siehst Du nicht wieder!“ —

— Auch! Serenissimus (besucht das Atelier des Hofmalers. Er bleibt vor einer Staffelei stehen): „Ah, da haben Sie Frau v. Wilde porträtiert, wirklich famos! sehr ähnlich!“

Maler: „Verzeihung, Hoheit, das ist ja nicht Frau von Wilde, das ist ja Fräulein von Senden.“

Serenissimus: „Ah, Fräulein von Senden — auch sehr ähnlich!“ —

— Zur rechten Zeit. „War nicht auch Dein Freund Leopold bei der zu Grunde gegangenen Gesellschaft versichert?“

„Ja, aber der ist schon sechs Monate, ehe sie Vantrott anjagte, gestorben.“

„Hat der ein Glück!“ —

(Luft. W.)

Notizen.

— Maxim Gorli liegt im Stadthospital zu Rischny Nowgorod sehr krank an einem Lungenleiden darnieder. —

— „Federmann“ (Everhman), ein „moralisch Stück“, das zur Zeit des englischen Königs Heinrichs VIII. entstanden sein soll, wird demnächst von dem „schlhabethaischen Bühnenverein“ in London zur Aufführung gebracht. —

t. Eine Forschungsreise nach den großen kanadischen Seen hat die biologische Abteilung des Landwirtschaftsministeriums der Vereinigten Staaten ausgesandt. Die Expedition soll den Athabaska- und den Großen Sklavensee besuchen, um dort die geographische Verteilung der Säugetiere, Vögel, Wärme und Sträucher zu untersuchen und möglichst umfangreiche Sammlungen anzulegen. —

— Die Trockenlegung des Kenjiedler Sees. Wie aus Budapest berichtet wird, hat die ungrische Regierung beschlossen, den an der Westgrenze Ungarus gegen Nieder-Oestreich gelegenen Neusiedler See trocken zu legen und somit einen Flächenraum von 385 Quadratkilometern für Kulturzwecke zu gewinnen. Die Entstehung des Sees fällt erst in das 13. Jahrhundert, da der Nothrumpf Hansag die ihm zufließenden Gebirgswässer nicht mehr aufnehmen konnte, die sich dann stauten, zurückströmten und die unliegende Niederung unter Wasser setzten. Nach einer Urtunde aus Forchtenstein trat diese Katastrophe im Jahre 1230 ein, und sechs Dörfer gingen dabei zu Grunde. Ertsher hat der See im Laufe der Jahrhunderte seinen Wasserstand viele Male gewechselt; er war zeitweilig ganz ausgetrocknet und bebaut, zeitweilig so groß und fischreich, daß man außer der Versorgung des Wiener Fischmarkts die Schwelche mit Weißfischen und Karpfen stitterte. Im 19. Jahrhundert war der See bis 1866 ganz ausgetrocknet, im Jahre 1869 stieg das Wasser wieder und erreichte im Jahre 1884 den höchsten Stand. —

— Bei der Automobil-Wettfahrt Paris-Berlin jagten die Vehikel an manchen Stellen mit einer Geschwindigkeit von 98 bis 108 Kilometer die Stunde dahin. —